

RUHRGEBIETSBUCH

**HERAUSGEGEBEN VON
MARKUS WECKESSER
UND JÖRG SUNDERMEIER**

Markus Weckesser, geboren 1969 in Münster in Westfalen, Journalist, lebt in Essen. *Jörg Sundermeier*, geboren 1970 in Gütersloh, Verleger und Journalist, lebt in Berlin.

In der Reihe *Stadtbuch* sind lieferbar: Radek Krolczyk, Jörg Sundermeier (Hg.) »Bremenbuch«; Jörg Sundermeier, Werner Labisch (Hg.) »Frankfurtmainbuch«; Werner Labisch, Jörg Sundermeier (Hg.) »Hamburgbuch«; Jörg Sundermeier, Werner Labisch (Hg.) »Hauptstadtbuch«; Claudia Honecker, Jörg Sundermeier (Hg.) »Kölnbuch«; Nils Folckers, Ambros Waibel (Hg.) »Marburganderlahnbuch«; Andreas Rüttenauer, Jörg Sundermeier (Hg.) »Münchenbuch«.

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2011
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2011
Einbandentwurf: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus
Fotos: Meike Jansen (Umschlag), Alexander Kluge / dctp (S. 163),
Markus Weckesser (S. 192)
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-940426-50-5

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Oliver Barf, Doris Formanek
und Konrad Krämer.*

Inhalt

Vorwort	7
<i>Sarah Schmidt</i> Zwanzig Jahre sind nicht lang genug	11
<i>Oliver M. Piecha</i> So exotisch wie visionär	19
<i>Marc-Stefan Andres und André Boße</i> An einem Samstag im Regional Express	27
<i>Christoph Ribbat</i> Therapeutische Reisenotizen (Moabit)	37
<i>Joachim Feldmann</i> Scharlatane und Lichtgestalten	45
<i>Patrick Wildermann</i> Hamlet in Hamme (1977)	51
<i>Wolfgang Welt</i> Peter Handke würde sich nicht wohl fühlen	59
<i>Thomas Frahm</i> Kleine Leute aus der Siedlung	65
<i>Wolfgang A. Müller</i> 15 Kilometer im Rückwärtsgang	71
<i>Andreas Mand</i> Haut ab / Film 1	79
<i>Jochen Möller</i> Tonight's traffic	87
<i>Rudolf Lorenzen</i> Mein Kamerad – die Schwarze Schmach	95
<i>Ambros Waibel</i> Dortmunder Collage (mit Weißraum)	101

<i>Egon Neuhäus</i> Im Paradies	111
<i>Barbara Kalender und Jörg Schröder</i> Harpener Feld	125
<i>Anne Schloen</i> Räume neu denken oder Warum die letzte Schicht weiß ist	131
<i>Marc Degens</i> Nicht jeder Film	137
<i>Marion Gay</i> Money for nothing	153
<i>Alexander Kluge</i> Marx für Arbeitslose	157
<i>Hartmut El Kurdi</i> Räuberhauptmann Korte, der Robin Hood des Ruhrgebiets	167
<i>Christine Klingbeil und Torsten Kohlbrei</i> Oberrealist, kackfrech	175
<i>Enno Stabl</i> Nicht Hommage, sondern Tirade	183
<i>Jens Kirschmeck</i> Der Branka-Fluch	187
<i>Matthias Schamp</i> Apropos: Was macht eigentlich Herr Scholz?	193
<i>Radek Krolczyk</i> Oberhausen Sterkrade	199
<i>Holger Riedel</i> Bärwurz	205
Zu den Autorinnen und Autoren	213

Vorwort

Und plötzlich war die Kohle weg. Knapp 150 Jahre hat die Ausbeute gereicht, dann war auf einmal Schicht im Schacht. Dabei hatte alles so gut angefangen, damals vor 360 Millionen Jahren, als die Flora zu schwarzem Gold gepresst wurde. Es folgte eine kurze Pause in der Kohlenpotterfolgeschichte. Doch 1450 wurde endlich das erste Bergwerk eröffnet. Die Entwicklung der Montanindustrie nahm allerdings erst im 19. Jahrhundert rasant zu und lockte hunderttausende Arbeiter in die Region – aus allen Ländern. Das war gute Globalisierung.

Zu Hochzeiten waren schätzungsweise 3600 Anlagen in Betrieb. Doch bereits um 1960 machten Erdöl und billige Importe den Kohleabbau zunehmend unrentabel. Wenn die Milliardensubventionen für die deutsche Steinkohleförderung 2018 auslaufen, wird wohl die letzte der noch verbliebenden vier Zechen in Nordrhein-Westfalen schließen. Das ist böse Globalisierung.

Jedenfalls für alle Nostalgiker. Und von ihnen gibt es zwischen Recklinghausen und Hagen und zwischen Wesel und Hamm so einige.

Mit einer solchen Entwicklung hätte Wilhelm II. wohl nicht gerechnet. Der letzte deutsche Kaiser fürchtete vielmehr, dass umstürzlerische Ideen die Leistung der Werktätigen beeinträchtigen könnten und wünschte daher weder Soldaten noch Studenten rund um die rauchenden Schloten.

Er setzte sich nicht durch, seine Parteien ebensowenig. Im Gegenteil, mit dem von ihm mitentfachten Weltkrieg, an dem die Fabrikbesitzer im Ruhrgebiet zunächst gut verdienten, holte er die Soldaten sogar an die Kohleflöze – allerdings französische Besatzungssoldaten. Ihnen folgten dann Kommunisten, Nationalsozialisten, Sozialdemokraten (die allerdings schon vor den Nazis und den Kommunisten da waren), sie alle wuchsen in steter Feindschaft zueinander aus dem Arbeiterkult des Ruhrgebietes heraus. Die Nationalsozialisten setzten sich durch, ermordeten Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten, holten mit ihrer Politik die alliierten Bombergeschwader in den Pott, es folgten erneut Soldaten, diesmal britische. Mit der Gründung der Bundesrepublik war die »rote Ruhr« dann plötzlich wieder in der Hand der Sozialdemokraten, Kommunisten gab es nur hie und da, Nazi war keiner gewesen. Erst seit einigen Jahren dürfen auch die Konservativen im Pott wieder mitspielen.

Und mit der Gründung der Bochumer Ruhr-Universität im Jahr 1962 sollte schließlich auch den Arbeiterkindern eine akademische Ausbildung ermöglicht werden. Von dem Anspruch ist man heute indes wieder weit entfernt. Immerhin soll jedes Kind ein Instrument erlernen. Es wird stattdessen an die Herausbildung von Eliten gedacht, sogar im Ruhrgebiet. Proteste gibt es nicht.

Dank der IBA Emscher Park ist der Pott heute grün. Im Zuge des Strukturwandels und der Aufwertung der Industriekultur vervielfachte sich die auch Anzahl der Museen und Theater. Angeblich ist die Dichte kultureller Einrichtungen im Ruhrgebiet unübertroffen. Mag sein. Tatsache

ist, dass höchstens ein halbes Dutzend auf überregionalem Niveau arbeitet und ein weiteres wegen struktureller Unterfinanzierung von der Schließung bedroht ist. Darüber täuschen auch die Anstrengungen im Kulturhauptstadtjahr Ruhr.2010 nicht hinweg. An einem Strang ziehen die Kommunen eher selten. Dabei will man doch Metropolregion sein, ein großes Ganzes.

Im Hinblick auf die viel beschworene Partizipation aller Bürger aber fällt das Engagement der Kulturpolitiker exponentiell ab. 2007 wurde, nach einem Vortrag von Richard Florida, lediglich ein Festival der Kreativwirtschaft eingerichtet. Ansonsten blieb es bei viel Geschwafel. Stattdessen haben Kunstschaaffende im Sommer 2010 selber nach einer Lösung gesucht. Sie besetzten zwei Häuser, um die seit Jahren leer stehenden Immobilien zwischenzeitlich als Arbeitsräume und Ateliers zu nutzen. In Dortmund wurde nicht lange gefackelt, der Besitzer ließ gleich räumen, in Essen kamen die Künstler dem Rauswurf durch den DGB zuvor. Zeitgleich warb die Ruhr.2010 mit dem Slogan »Hier wird neue Energie gefördert. Sie heißt Kultur.« Große Worte.

Außer Hüpfburgen bauen die Genossinnen und Genossen und ihre konservative Stadtratskonkurrenz seit Jahren schon nicht mehr viel auf. Als die Stadt Essen mehrere Freibäder schloss, installierten die Frankfurter Künstler Dirk Paschke und Daniel Milohnic im Gegenzug neben der Kokerei Zollverein ein Schwimmbad, das sie aus zwei Überseecontainern zusammenschweißten. Seit 2001 nutzen Kinder und Jugendliche aus dem strukturschwachen Stadtteil Katernberg das Kunstwerk. Kostenlos.

Die Geschichten und Essays in diesem Buch vermitteln

einen Blick auf eine schrumpfende Region, in der so gut wie niemand mehr Ruhrdeutsch spricht. Außer den Comedians. Die meisten können es nicht wirklich. Die Nostalgiker mögen es dennoch.

An dieser Stelle aber soll der Blick nach vorn gerichtet sein. Aus der Vergangenheit heraus soll die Zukunft sichtbar werden.

Berlin und Essen, im Juni 2011

Jörg Sundermeier, Markus Weckesser

Sarah Schmidt

Zwanzig Jahre sind nicht lang genug

Fast die Hälfte meines Lebens glaubte ich, im Ruhrpott geboren zu sein. Zwar habe ich den weitaus größeren Teil meiner Zeit in Berlin verbracht, trotzdem war mir das Ruhrgebiet lange Jahre nicht nur Geburtsort, sondern gefühlte Heimat. Ich mochte den Dialekt, die Art der Menschen und die des Trinkens. Mitte Zwanzig war ich, als mir an einem einzigen Abend dieses Gefühl genommen wurde.

»Wo kommst du her?«, fragten mich einige Essener.

»Berlin«, antwortete ich, »geboren aber im Ruhrgebiet.«

»Ach warte, wo denn da?«

Ich nannte die Stadt und erntete ein aus mehreren Kehlen zugleich gebrülltes: »Datt ist doch nich im Ruhrpott, datt is am Niederrhein.«

Was? Wieso wusste ich davon nichts? Letztlich war es egal, ich machte mir zwar mal die Mühe, im Atlas nachzusehen, wo genau die Grenze zwischen Ruhrgebiet und Niederrhein verläuft, aber ich habe es vergessen. Einen Knacks in meinem Herzen hat dieser Rausschmiss aus der Ruhrgebietsgemeinschaft trotzdem hinterlassen. Zwar ist es in den Jahren, in denen ich danach auf die Frage nach der Herkunft immer »Niederrhein« antwortete, häufig passiert, dass Menschen sagten: »Ach, dann biste ja auch eine aus dem Pott.«, doch der Riss war nicht mehr zu kitten. Diese

ganze Pottromantik, von töften Kumpels und ehrlichen Malochern kann mich seitdem mal. Ich gehöre so oder so nicht dazu.

Als mein Vater starb, erhielt ich einen Karton mit Briefen, die er und meine Mutter sich in den ersten 15 Jahren ihrer Ehe geschrieben hatten. Durch diese Briefe wurde mir klar, dass schon meine Eltern nur widerwillig in den berühmten Ruhrpottclan aufgenommen wurden.

Mein Vater war einer derer, die Anfang der 50er-Jahre als Arbeitskraft an die Ruhr gelockt wurden. Zu der Zeit lebten meine Eltern in Frankreich, eine Folge des Krieges. Meine Mutter landete Ende '44 dort. Ursprünglich wollte ihre Familie weiter nach Kanada, doch ein Großonkel verzockte das Gesparte im Kasino und so blieb man, wo man eben war. Mein Vater war Kriegsgefangener, einer der wenigen, die das Angebot, ein Jahr für Frankreich zu arbeiten und danach entlassen zu werden, annahm. Meine Eltern lernten sich kennen und lieben, sie heirateten, bekamen zwei Kinder und sehnten sich dennoch nach Deutschland zurück. Es war die Sprache, die ihnen fehlte und vermutlich auch ein diffuses Heimatgefühl, das sie dazu brachte, sich über den deutschen Arbeitsmarkt zu informieren.

1953 folgten sie dem Ruf aus dem Ruhrgebiet. Meine Eltern packten in Toulouse ein: zwei kleine Kinder, ein drittes war bereits unterwegs, mehrere Koffer, Kisten mit Hausrat, einen Schrank, ein Fahrrad, einen gusseisernen Ofen. Mit diesem Gepäck fuhren sie zu meinen Großeltern in die Nähe von Kaiserslautern, dort würden Kinder, Koffer, Kisten, Fahrrad und Ofen, Schrank und meine Mutter vorläufig bleiben. Eine Wohnung in Dinslaken, dem Ort, an dem

mein Vater arbeiten würde, wurde von der ansässigen Zechenleitung selbstverständlich versprochen. Als Anzahlung auf ihr künftiges Glück kauften sie sich ein Radio für 195 Mark, zahlbar in wöchentlichen Raten à fünf Mark. Dann gab es viele Küsse zum Abschied und mein Vater fuhr weiter, um im Ruhrgebiet das neue Leben aufzubauen. In spätestens drei Wochen würde der Rest der Familie mit dem neuen Radio nachkommen können.

Er war gelernter Maschinenschlosser und die waren im Ruhrgebiet sehr gesucht. In Dinslaken angekommen, wurde ihm allerdings mitgeteilt, dass er zuerst als Bergmann eingesetzt werde und für diese Zeit in einem Wohnheim für alleinstehende Männer leben müsse. Drei Wochen Proarbeit, dann würde er einen dauerhaften Vertrag und eine Wohnung für die Familie in der der Zeche angeschlossenen Lohbergsiedlung erhalten. Unter Tage zu arbeiten, in den Flöz einzufahren, um erst viele Stunden später wieder ans Tageslicht zu kommen, das mochte für andere schön sein, für ihn war es kaum zu ertragen. Er bekam häufig Panikanfälle und musste sich jeden Tag aufs Neue überwinden.

Die Wochen nach seiner Ankunft waren ausgefüllt mit 10-Stunden-Schichten und Besuchen auf verschiedensten Ämtern. Der Steiger schrieb ihm ausgedachte Arbeitszeiten auf seinen Lohnzettel, sodass sein erster Abschlag, ausgezahlt wurde alle 10 Tage, statt der errechneten 90–100 Mark lächerliche 10 Mark betrug. Enttäuscht schrieb er, wie fast jeden Tag, meiner Mutter, entschuldigte sich, dass er ihr nur 5 Mark schicken könne, bat sie, zum Radiohändler zu gehen und um einen Aufschub der fälligen Rate zu bitten und regte den Verkauf des Fahrrads an.

Sie schrieb, dass dies ihr vorerst letzter Brief sei, sie habe kein Geld mehr für Briefmarken, zwanzig Pfennige kostete ein Brief, plus zwei Pfennige »Notopfer Berlin«, sie berichtete vom Erfolg der Raten-Stundung, von den beiden Kindern, die ihren Papa vermissen, vom Besuch beim Frauenarzt, von einem Pullover, den sie aus aufgetrennter Wolle für die Nachbarin strickte, die ihr dafür 10 Mark bezahlen wolle, erzählte von ihrer Sehnsucht nach ihm, von ihrer schwangerschaftsbedingten Müdigkeit, von den Eltern, die ihr sagten, dass sie den falschen Mann geheiratet hatte und sie ihr das schon immer gesagt hätten, von ihrem Gefühl, es nicht einen Tag länger dort auszuhalten, ach doch, sie wisse ja, dass ihr Werner alles richtig mache, sie glaube an ihn und alles wird gut werden, sie müssten nur abwarten.

Er schrieb, dass er nun einen Vorschuss erhalten hätte, den er ihr schicke, dass er sie so sehr vermisse, dass er kaum schlafen könne, dass am kommenden Montag ein Termin beim Wohnungsamt bevorstehe und er sicher sei, dann endlich eine Wohnung zu bekommen und sie solle sich keine Sorgen um ihn machen, er liebe sie und die Kinder, und sie solle bloß nicht auf ihre Eltern hören, er bräuchte außerdem noch ihren Flüchtlingsausweis. Ansonsten fände er statt Kumpels nur Feinde, Bergmänner, mit meist polnischen Namen, die im Ruhrpott nun die Alteingesessenen waren und nichts mit den Neuen zu tun haben wollten. Man bliebe also unter sich, misstrauisch beäugt und von den Alten beschimpft.

Nach einigen Wochen wollte er die Arbeit hinschmeißen, sich etwas anderes suchen. Sie hielt ihn davon ab. 350 Mark werde er immerhin zukünftig im Monat verdienen, davon

könnten sie zu fünft doch gut leben und sie wolle endlich eine Wohnung, in der sie alle zusammenleben können. Er müsse aushalten, es werde sicher alles gut.

Werner stimmte zu.

Er schrieb, dass es für Flüchtlinge eventuell einen günstigen Kredit von der Stadt gäbe und vom Staat einen Zuschuss zu den Umzugskosten, weil »die Regierung« sie, die neuen Arbeiter, doch unbedingt im Ruhrgebiet haben wolle und unterstütze. Vielleicht erhielten sie obendrein sogar noch einen Werkskredit über 300 Mark. Seine Freizeit verbringe er mit Amtsgängen. In Duisburg gebe es ein Möbelgeschäft, in dem man ohne Anzahlung auf Kredit kaufen könne. Er freue sich so auf ihren Besuch in vier Tagen, er halte es kaum noch aus, heute habe er sich aus lauter Vorfreude einfach ein halbes Pfund Wurst gekauft und gleich gegessen.

Sie schrieb von Schulden beim Lebensmittelhändler, von den 70 Mark, die er schickte, seien nur noch 7 übrig, es reiche vorne und hinten nicht, jetzt habe sie das Fahrrad doch verkauft und obwohl sie es vorher noch mit ranziger Margarine auf Hochglanz gebracht hatte, habe sie nur 50 Mark dafür bekommen. Doch es ging nicht anders, sie brauche Schwangerschaftskleidung, den Bauch einzuziehen helfe nicht mehr.

Das Flüchtlingsamt in Dinslaken war nur während seiner Arbeitszeiten geöffnet, die Sitzung der für die Zeche zuständigen Wohnungskommission wurde laufend verschoben, das Wohnungsamt der Stadt brauchte eine Bescheinigung des Flüchtlingsamtes, der Steiger stellte meinen Vater nicht frei, um sich diese zu besorgen, die Kollegen im Männer-

heim bekamen nach und nach Wohnungen zugewiesen, er nicht. Ein Neubau wurde für Arbeiter gebaut, neue Hoffnung, neue Ideen, wie man wohl in einem Neubau wohnen würde? Mit Zentralheizung und Badezimmer, doch der Bau würde frühestens im kommenden Sommer fertiggestellt, viel zu spät.

Dann, nach fünf Monaten Trennung war es endlich soweit, sie bekamen eine Wohnung zugewiesen. Eine Altbauwohnung, zwei Zimmer und Küche, Toilette auf dem Flur, allerdings ohne Wasserspülung, in der Kohlenstraße, 30 Mark Miete, das wäre nicht zu viel und schön sei sie auch. Alle freuten sich, auch wenn es noch weitere sechs Wochen dauern würde, bis sie wieder zusammen sein können, noch wohnten die Vormieter drin.

Sie berichtete: Der Sohn ist jetzt schon 97 cm groß, die Tochter 82 cm und das Baby im Bauch wächst auch jeden Tag. Sie glaubt, es wird ein Junge und überlegt ihn Egbert zu nennen. Ansonsten schwelgte sie in Kaufwünschen für die neue Wohnung. Eine »Bettstelle«, ein Kleiderschrank, ein Küchenschrank, eine Tonne Kohlen und Holz für den Küchenherd, damit sollten sie vorerst hinkommen. Oder doch noch zwei Sessel und einen Radiotisch? Ach, es wird alles herrlich werden.

Kurz vor Weihnachten bezogen sie die erste eigene Wohnung in Deutschland. Im Februar darauf wurde ihr drittes Kind geboren, die Feindseligkeiten der Alteingessenen ließen nach und meine Eltern begannen sich heimisch zu fühlen. Sicher. Zu Hause. Nach zweieinhalb Jahren konnte mein Vater sogar in seinen eigentlichen Beruf als Maschinenschlosser zurückkehren. Von nun an arbeitete er in

Duisburg an den Hochöfen von Thyssen und Krupp. Zwei weitere Kinder wurden geboren, ich war das jüngste. Aus der Zwei-Zimmer-Wohnung in der Bergmannssiedlung wurde eine Drei-Zimmer Wohnung in der Innenstadt, immer noch war der Platz so begrenzt, dass der einzige Junge in der Küche schlafen musste. Meine Eltern waren glücklich in dieser Zeit, sie identifizierten sich mit dem Ruhrgebiet, fanden Freunde und 1971 reichte das Gesparte, um ein kleines Haus mit großem Garten anzuzahlen. Fünf Kinder, eine sichere Arbeit und nun auch noch ein eigenes Haus, was könnte es Schöneres geben? Die Arbeitsbedingungen verbesserten sich Jahr für Jahr. »Sonntags gehört Papi uns«, eine Gewerkschaftsforderung, hatte Erfolg, es gab kräftige Sonderzulagen für Akkordarbeit und Überstunden, mehr Urlaubstage, gute Betriebsversorgungen, eine sichere Rente.

Manchmal holten wir unseren Vater von der Arbeit ab, standen mit anderen Familien vor den Toren und warteten auf die Männer, die kurz nachdem die Werks sirene ertönte, aus dem Bauch der riesigen Betriebe strömten. Wir gehörten dazu. Von den Schlackeabstichen der Hochöfen brachte er manchmal besonders seltsam geformte, metallisch glitzernde Brocken mit. Meine Mutter lackierte sie und stellte sie in ein Regal.

1975 wurde mein Vater, mittlerweile 51 Jahre alt, sogar zur Kur geschickt. Sechs Wochen verbrachte er in Bad Irgendwas, lernte schwimmen, schrieb begeisterte Briefe über das gute Essen, die tollen Massagen, das schöne Leben. Als er zurückkam, lag ein Brief auf seinem Schreibtisch. Im Ruhrgebiet war die weltweite Ölkrise angekommen

und mein Vater gehörte zu den ersten, denen krisenbedingt gekündigt wurde. Gesichert wurden zuerst die Arbeitsplätze derjenigen, die schon seit zwei Generationen dort lebten, deren Väter auch schon im Pütt gearbeitet hatten. Und meiner war erst gute zwanzig Jahre dabei.

Ein Jahr lang versuchte er, eine neue Arbeit zu finden, meine Mutter putzte und kochte währenddessen in Kneipen, doch das Geld reichte nicht mehr und die Arbeitssuche blieb erfolglos. Die Kredite für das Haus wurden von der Bank gekündigt, es musste verkauft werden. Arbeit fand er dann in Berlin, als Hilfsgärtner in der landeseigenen Nervenheilstation. 1976 zog die Familie dorthin, der Ruhrpott war nur noch Erinnerung.

Für mich wurde Berlin viel mehr mein Zuhause, als es das Ruhrgebiet je war. Und trotzdem – wenn ich nach Nordrhein-Westfalen fahre und die ersten Fördertürme sehe, schlägt mein Herz immer noch höher. Vielleicht also doch Heimat?

Oliver M. Piecha

So exotisch wie visionär

1930 fragte der Journalist und Schriftsteller Alfons Paquet begeistert seine Leser: »Was ist im Westen Deutschlands im Entstehen? Wer weiß Genaues über das Riesengebiet städtischen Werdens quer über den Niederrhein, das von Aachen bis Dortmund ein einziger Zusammenhang ist, eine Stadt von Städten mit zehn Millionen Einwohnern? Die Punkte auf der Landkarte des niederrheinischen Gebietes, bis nach Belgien hinein, jeder Punkt tausend Menschen, sind wie die Sternhaufen der Milchstraße.«

Das war eine wahrhaft kosmische Aussicht; von 45 Großstädten Deutschlands schlossen sich hier 15 zu einer einzigen Gemeinschaft aneinander, zur »Rhein-Ruhrstadt«, der »Städtestadt«. Paquet sah zwei »Städtebogen«; von Duisburg bis Dortmund, sowie von Dortmund über Wuppertal bis Leverkusen. In der Mitte dieser »Städtezeile« lag Düsseldorf als repräsentatives Zentrum der Städtestadt, als ihr »Schaufenster«. Auch die anderen Städte hatten eine spezifische Aufgabe innerhalb des ganzen, funktional gegliederten Ballungsraumes; Duisburg war der Hafen, Essen die geschäftliche City, Bochum und Dortmund waren die »Werkstatt« der Städtestadt. Ein weiterer Begriff, mit dem Paquet operierte, war das »Kreuz der Städte«, mit dem Rhein als Längsbalken, und einem Querbalken aus Zechen-